



# Luft holen

Raus aus dem Alltag, weg von Corona: Nirgendwo gelingt das besser als in den Weiten des Ozeans. Zwei Wochen segeln auf dem Atlantik

VON PATRICK ILLINGER

Kurz hinter Gibraltar beginnt die Unendlichkeit. Der Tag geht zu Ende, der Wind frisch auf. Wir halten Kurs nach Westen. Hinaus auf den Atlantik. Rasch verblasen die letzten Lichter des spanischen Festlands. Die Sterne sind nun heller als die Zivilisation, und die Schwärze des Weltalls verschmilzt mit dem unsichtbar gewordenen Ozean. Nur die Schaumkronen, die der stählerne Rumpf der Chronos aufschäumt, blitzten auf im Licht von Jupiter, Venus und Milchstraße. Sechs Windstärken treiben uns voran. Wir knacken die neun Knoten, kurzzeitig zehn. Ins scheinbare Nichts entfernen wir uns immer weiter vom Festland, vom Alltag, von der Pandemie.

### Wer das Meer liebt und kein Problem mit dem Seegang hat, der findet sein Glück genau hier

Endlich durchatmen. Luft holen. 14 Tage lang. Der Atlantik gebietet Ehrfurcht und verheißt Verlockung zugleich. Das Unbekannte und die Freiheit. Nichts kann uns hier einholen. Näher kann man der Unendlichkeit nicht kommen. Nicht auf diesem Planeten. Es gibt Menschen, die das im Himalaja so empfinden, oder in den Dünen der Namib-Wüste. Doch wer das Meer liebt, wer das muss gesagt werden, die Dünung des Ozeans als Freudentanz erlebt und nicht als Störung des Gleichgewichtsinns, wer also kein Problem mit Seegang hat, der findet sein größtes Glück genau hier, hinter der Straße von Gibraltar, am Vorderausgang Europas, wo der gewaltige Ozean seine Macht spüren lässt. Der Atlantik, der so viel größer ist, als man es sich vorstellen kann. Wir, das sind 23 Menschen an Bord der Segelyacht Chronos. Zehn Crewmitglieder und 13 Passagiere. Der gut 50 Meter lange Zweimaster bietet uns luxuriös viel Platz. Unter fast 1000 Quadratmetern Segelfläche und einem riesigen Teakdeck gibt es gemütliche Kabinen, Duschen, einen

Koch, eine Meerwasserentsalzungsanlage und jede Menge zu staunen. Nur eines gibt es auf dieser Reise nicht: Landgänge und Strandausflüge. Unser Job ist es, das Schiff zu überführen, aus dem Mittelmeer, wo es zu kalt geworden ist für die sommerlichen Törns der Chronos, nach Süden auf die immer warmen Kapverden. Es ist keine Kreuzfahrt. 14 Tage lang werden wir auf See sein, mit einem kurzen Servicestopp mit Affenfelsenbesuch in Gibraltar. Wir leben mit Wellen, Wind, gutem Essen und vielen Gesprächen. 14 Tage lang blicken wir auf das Meer. Und keine Minute ist langweilig. Wir fühlen uns in die Zeit versetzt, als es den Suezkanal noch nicht gab und Segelschiffe um Afrika herum nach Indien und Asien fuhren. Auf dieser Strecke sind auch wir unterwegs. Keine Frage, die Kapverden kann man einfacher erreichen, zum Beispiel mit einem Flugzeug. Aber darum geht es uns nicht. Der Weg ist das Ziel. Als wir weiter in den Atlantik rauschen, westwärts auf der Suche nach dem Passatwind, sind uns die Geräusche des Schiffs ebenso vertraut geworden wie das Rollen in der Dünung. Die Frage nach dem Wochentag hat keine Bedeutung mehr. Handymasten sind längst außer Reichweite. Auch die Nichtsegler unter den Passagieren sprechen wie selbstverständlich vom Besanmast, vom Gabelbaum und den Schoten. Die Gäste dürfen überall mit anfassern. Alles kann, nichts muss, ist das Motto auf der Chronos. Vieles wirkte noch fremd damals (Wie lang ist es her? Vier Tage?) in Dénia an der spanischen Costa Blanca, als wir trotz Impfnachweisen unbeholfen einen Corona-Test an der Mole machten und die Mitseglerinnen und -segler argwöhnisch beugten. Würde man mit diesen Menschen kollisionsfrei 14 Tage verbringen? Schnell war klar: Wir haben riesiges Glück. Niemand drängt sich anderen auf, niemand prahlt, politisiert, poltert. Jeder hat Geschichten zu erzählen, und alle ein gemeinsames Ziel: raus aus der Pandemie. Durchatmen. Zwanglos trifft man einen belesenen Kanadier zum Philosophieren am Bug, bespricht mit einem Schweizer Pärchen de-

ren heimische Renovierungspläne. Viele sind Segler in ihrer Heimat, auf dem Bodensee oder in Japan, so wie Bobby und Julia, die dort aufgewachsen sind. Ein Phänomen ist Maria Ines, eine Chilekin, die nie zuvor auf einem Segelboot war. „Interessant“ hatte ein Crew-Mitglied erstaunt gemurmelt beim Einschiffen. Begeistert spazierte sie bei kräftigem Seegang über das Schiff, interessiert sich für alles und jeden. Keine Spur von Unwohlsein. Marten, der erste Maat, führt in die Geheimnisse der Takelage ein, und Matrose Ric gibt einen Knotenkurs. Denise Bettencourt, unsere Reisebegleiterin mit kapverdischen Wurzeln, berichtet alles über das Inselvolk, das uns am Ende der Strecke erwartet. Die Begleiter sind ein verirrer Wal und Schildkröten, die ihre Panzer wärmen Der coolste Typ an Bord, wie soll es anders sein, ist Ron Veerman, unser Kapitän. Das war sofort klar, als wir in Dénia an Bord kamen. Um 18 Uhr war Einschiffung. Zehn Minuten später waren die Leinen los. Souverän, gelassen führt er das Schiff, als wäre es ein Teil von ihm selbst. Ein einziges Mal sahen wir ihn rennen. Da hatte eine Mitreisende den Gabelbaum als Haltegriff benutzt und den Schiffsdiesel zum Heulen gebracht. Nicht gut für die Maschine.

Die Kapverden kann man einfacher erreichen, zum Beispiel mit einem Flugzeug. Aber darum geht es auf dieser Reise nicht, die ohne Landgang über das Meer führt, von Spanien aus. Der Weg ist das Ziel.

FOTOS: PATRICK ILLINGER

Hundert Meilen westlich von Marokko erwischen wir endlich den ersehnten Passat. Er schiebt uns fortan von Achtern nach Südsüdwest, allerdings recht launhaft. Nach zwei Nächten im Rekordtempo dümpeln wir plötzlich auf windstiller, öliger See. Doch auch dieser Anblick ist spektakulär: Der Atlantik sieht aus wie eine riesige blaue Folie, gewellt von der Dünung vergangener Tage. Mit Freude stürzen sich Crew und Passagiere bei einem Badestopp in das 4000 Meter tiefe Blau. Alle paar Meilen ruht eine Schildkröte im Wasser. Die Tiere wärmen ihre Panzer in der Sonne, und sobald sie uns bemerken, tauchen sie erschrocken ab. Nachts schaukelt uns die Dünung alle paar Minuten kräftig durch. Doch wir sind längst eins geworden mit allen Bewegungsformen des Meeres. Die Farben des Sonnenaufgangs machen die unterbrochene Nachtruhe mehr als wett. Als Münchner fühlt man sich an die Krioline erinnert, ein Traditionsfahrge- schäft des Oktoberfestes. Unsere Krioline ist die Chronos. Sie wagt uns von Backbord nach Steuerbord, mit sensationellem Ausblick auf das wellige, windstille Meer, einen verirrer Wal und den launigen Sprüchen unseres Kochs Randy, der gerade mit lauter Rockmusik einen stattlichen Lachs aus seiner Gefriertruhe zieht. Auch das sind herrliche Aussichten. Ron, der Kapitän, kündigt eine Umstellung der Bordzeit an. Und während die Pas-



pagiere noch rätseln, ob die Morgensonne nun früher oder später als bisher ihre Pastellfarben an den Himmel malen wird und wie sich das zur anstehenden Winterzeit umstellung verhält, verliert Ron auch noch den Termin für das Mittagessen. Vor oder zurück? Das kann niemand so genau sagen, auch der Koch nicht. Überhaupt haben 65 Meilen westlich von Essaouira Zeitpunkte, Stunden, Wochentage jede Bedeutung verloren. Zeit ist zu Brei geworden. Es gibt nur noch das Schiff, das Meer, und sicher bald auch wieder Wind. Und, ach ja, die beiden Fischleinen, mit denen wir seit Tagen nichts fangen. Wie viele Tage, das kann eben niemand mehr so genau sagen. Lanzarote kommt in Sicht, kahle Hügel, Vulkansand. Zeit für ein paar Whatsapps nach Hause. Einige Stunden lang werden wir Empfang haben, um danach wieder sechs Tage lang im digitalen Niemandsland unterwegs zu sein. Die Küstenwache der Kanaren meldet sich. Fünf Meilen Abstand befehlen die Behörden. Der Funkverkehr klingt angespannt. Was fürchten sie? Covid? Migranten? Wir fragen nicht nach. Der Wettercomputer des Kapitäns kündigt Flaute an. Kurzzeitig sinkt die Stimmung. Werden wir tagelang unter Motor fahren? Nach einer durchschaukelten Nacht frisch der Wind wieder kräftig auf. Von wegen Flaute. Motor aus, Segel hoch. Wir rauschen mit Vollegeug und fünf Beaufort im Rücken weiter nach Südwest. Über die beeindruckende Atlantikdünung gleiten wir inzwischen, als hätten wir im Leben nichts anderes gemacht. Fliegende Fische tauchen zu Hunderten wie Libellen aus dem Wasser, schießen über die Wellenkämme und verschwinden wieder in ihrem Element. Wir sind nun weit südlich, einige Hundert Meilen westlich von Mauretanien überqueren wir den 20. Breitengrad. Das Meer hat eine auffallend andere Farbe als weiter im Norden. Ja, es ist immer noch blau, aber es ist weniger dunkel, eher graublaues. Fast scheint es von selbst zu leuchten. Ist es die steilere Sonne? Oder ein anderer Salzgehalt? Während wir über solche und andere Dinge rätseln, tauchen an Backbord ein

letztes Mal Delfine auf. Ein riesiger Schwarm, Dutzende Tiere. Sie springen mit kindlicher Freude aus den Wellen, klatschen auf das Wasser, toben um das Schiff. Als würden sie uns begrüßen und verabschieden zugleich. Am 13. Tag starren wir gebannt auf den Horizont. Wer sieht als Erster eine der Bergspitzen von São Vicente oder Santo Antão, dem kapverdischen Inselpaar, das unser Ziel ist? Es dauert bis zur Abenddämmerung, dann blinkt der Leuchtturm von Mindelo auf, der Hauptstadt von São Vicente. Land in Sicht. Wir empfinden Vorfreude und Wehmut zugleich. 2150 Seemeilen liegen hinter uns. Nun werden wir eine für viele von uns neue Welt betreten – und doch zurückkehren in die Realität der Zivilisation. Die Chronos wird auf den Kapverden neue Passagiere aufnehmen und zwischen den Eilanden des Archipels kreuzen. Unsere Nachfolger werden Landgänge machen und Strandausflüge. Nur eines kann uns niemand mehr nehmen: Wir haben das Schiff hierhergebracht. Das macht ein bisschen stolz.



Reisearrangement: Hochseetörns auf dem Atlantik bietet Sailing Classics an. Jeweils im Frühjahr und Herbst segeln die Yachten „Chronos“ und „Rhea“ zwischen den Revieren Mittelmeer, Kanaren, Kapverden und Karibik. Die Fahrt von Gibraltar nach Teneriffa dauert acht Tage, 2350 Euro pro Person inkl. Verpflegung, 15 Tage von Spanien auf die Kapverden kosten 3450 Euro.